



FEDERHERZ

VERLAG

CATALINA
CUDD

HURT
&
SURRENDER

HURT & SURRENDER
Reapers of Sothom Band Zwei

Originalausgabe
Veröffentlicht im Federherz Verlag, Wipperfürth, 2025

Copyright
© 2025 Federherz Verlag
Alle Rechte vorbehalten.

Cover und Umschlaggestaltung: Nikolina.Designs, Federherz Verlag
Satz: EverlyRose.Grafikdesign, Federherz Verlag
Farbschnitt 1. Auflage: EverlyRose.Grafikdesign, Federherz Verlag
Verwendung von Bildlizenzen aus Shutterstock, Freepik, Rawpixel
Lektorat: Blaustift Lektorat & Korrektorat, Federherz Verlag
Korrektorat: Michelle Giffels

Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o., Český Těšín
Bestellung und Vertrieb: logiXperts GmbH, Geretsried

ISBN: 978-3-911505-78-9

Federherz Verlag GmbH
Leiersmühle 10
51688 Wipperfürth
info@federherzshop.de
www.federherzshop.de
Instagram: @federherz.verlag

Für dich.

Weil du Ja gesagt hast, als der Teufel dich zum Tanz aufgefordert hat.



Content Note

Da sind wir also wieder, du und ich.

Du willst mehr, richtig? Noch mehr Schmerz und dunkle Begierde, noch mehr Zorn und Irrsinn, noch mehr von allem, was vollkommen falsch ist und darum umso verlockender. Du willst herausfinden, ob Hass und Liebe wirklich so dicht beieinander liegen, dass man das eine manchmal nicht vom anderen unterscheiden kann.

Oder ist es die undurchdringlich wirkende Finsternis von Sothoms Unterwelt, die dich wieder hierher geführt hat? Das leise Flüstern, die Atemzüge, das Scharren von Füßen in jahrtausendealten Tunneln? Die Geheimnisse, die sich darin verbergen und die nie ans Licht gezerrt werden sollten?

Sicherlich hoffst du genau wie Feather auf einen winzigen Funken, der dich durch all diesen Wahnsinn lotsen wird. Was am Ende auf dich wartet ... Finde es selbst heraus.

Vergiss nur eines nicht: Das Gesicht eines Menschen erkennst du bei Licht, seinen Charakter jedoch im Dunkeln.

Dieser Ausflug nach Sothom wird von dir seinen Tribut verlangen. Bist du bereit, ihn zu zahlen und in deine eigenen Abgründe zu schauen?

Noch einmal meine Warnung: Kenne deine Grenzen. Lies verantwortungsvoll.

Vieles, das in diesem Roman geschieht, ist im realen Leben absolut nicht in Ordnung!

Wenn du sensibel auf bestimmte Themen reagierst oder grundsätzlich nicht mit zutiefst unmoralischen, toxischen oder verstörenden Verhaltensweisen in Berührung kommen möchtest, dann lautet mein eindringlicher Rat: Leg dieses Buch bitte jetzt weg, geh nach draußen und fass Gras an.

Dark Thrill Romance; empfohlen für Leser ab 18 Jahren.

Dieser Roman enthält explizite Schilderungen und Themen, die auf manche Leser abstoßend oder traumatisierend wirken können. Lies diese Reihe nicht, wenn du mit folgenden Inhalten ein Problem hast:

Selbstverletzendes Verhalten, körperliche, psychische und sexuelle Gewalt, sexuelle Nötigung, Drogenkonsum, Alkoholkonsum, Klassismus, Mord, Blut, Sexismus

Erwähnt werden: Zwangsprostitution, Menschenhandel, psychische Krankheiten

Was bisher geschah ...

Die siebzehnjährige Federica wird mitten in der Nacht von ihrer aufgewühlten Mutter Layla, einer ehemaligen Trickdiebin, geweckt und aufgefordert, nur das Allernötigste einzupacken. Sie müssen sofort fliehen.

Fast zwei Jahre lang treiben sie ziellos umher und leben von der Hand in den Mund, ohne dass Federica je erfährt, wer hinter ihnen her ist. Sie vermutet, dass ein früheres Opfer ihrer Mutter sie aufgespürt hat und nun Rache will. Als der alte Kombi, der ihnen als Zuhause dient, in einer Regennacht in der Nähe der berühmten Großstadt Sothom mit einer Panne liegenbleibt, kommt ihnen zufällig der Medienunternehmer Richard Tanhauser zu Hilfe. Nach dem gewaltsamen Tod seiner Frau leidet er unter Depressionen und verbringt viele Nächte damit, ziellos in seinem Rolls-Royce umherzufahren. Er verliebt sich in Layla und holt die beiden Frauen in sein Haus, fest entschlossen, Layla zu heiraten und Federica zu adoptieren. Sein Medienkonzern benötigt dringend einen Nachfolger, und dieser muss zwingend ein Familienmitglied sein. Dummerweise weigert sich sein Adoptivsohn Amos, die Nachfolge anzutreten, doch die wenige Jahre jüngere Federica könnte die Lösung dieses Problems darstellen. Sie müsste nur entsprechend geformt werden.

Der temperamentvolle Amos ist nicht nur beruflich mit seinem eigenen Unternehmen erfolgreich, sondern führt gemeinsam mit seinen beiden Freunden, dem stoischen, kaputten Dorian und Lex, einem smarten, rücksichtslosen Playboy, ein gewalttätiges Doppelleben: Sie sind die Reaper des geheimnisvollen Fährmanns, einem skrupellosen Gangsterboss, der über die berüchtigten kilometerlangen Katakomben und die kriminelle Unterwelt von Sothom herrscht. In dessen Auftrag töten sie mächtige Männer der High Society, unbequeme Politiker und andere Zielpersonen. Amos, Dorian und Lex sind wohlhabende und hochintelligente, aber seelisch gebrochene junge Männer mit einer finsternen Vergangenheit, von der niemand etwas ahnt, und seit ihrer Kindheit dem Fährmann verpflichtet.

Der misstrauische Amos findet schnell heraus, dass Layla eine mit Haftbefehl gesuchte Kriminelle ist, und glaubt, dass sein Adoptivvater das nächste Opfer der beiden Frauen sein soll. Richard jedoch will davon nichts hören. Bei einem Familiendinner lässt er die Bombe platzen: Er und Layla haben sich standesamtlich trauen lassen und planen eine glamouröse Hochzeitsfeier. Federicas Adoption ist nur noch eine Formalität.

Amos, der sich von seiner zukünftigen, unschuldigen Stiefschwester auf verstörende Weise herausgefordert und zugleich angezogen fühlt, schmiedet gemeinsam mit seinen beiden Freunden einen perfiden Plan: Um zu verhindern, dass sie die Nachfolge in Richards Unternehmen antritt, werden sie sie öffentlich diskreditieren, sie brechen und seelisch zerstören. Amos hofft auch, sich auf diese Weise von Federicas unwillkommenem Einfluss befreien zu können, denn er gibt ihr die Schuld daran, dass er in letzter Zeit immer öfter die Kontrolle verliert. Er glaubt ihr nicht, dass sie kein Interesse an einer Karriere in Richards Medienkonzern hat.

Auch dem skrupellosen Fährmann ist Federica ein Dorn im Auge; er verlangt, dass Amos das Problem schnellstmöglich löst, denn er fürchtet, dass dieser sonst aufgrund seiner vermehrt

unkontrollierbaren Handlungen zum Risiko werden könnte. Bisher gilt der heißblütige Amos als Anführer der Reaper, doch nun scheint der Fährmann darüber nachzudenken, ihn gegen den weitaus kühleren Dorian auszutauschen.

Die drei Männer besorgen Federica in Ausführung ihres Plans einen Job in Lex' mondänem Fitnessstudio. In seinem Büro eröffnen sie ihr, was sie mit ihr vorhaben, anschließend erniedrigen sie sie sexuell und halten den Vorgang auf Video fest, um sie unter Druck zu setzen.

Federica, die von den drei Männern nur noch Feather genannt wird, zerbricht fast an der Erfahrung und leidet anschließend unter Panikattacken. Ihr dämmert, dass die drei Männer viel mehr sind als lediglich verwöhnte Upperclass-Jungunternehmer, doch sie ist fest entschlossen, ihre Mutter und auch Richard zu schützen und zu tun, was Amos verlangt. Tagelang zieht sie sich zurück, bis Amos in ihr Zimmer eindringt und sich zwischen ihnen eine unerwartete sexuelle Spannung entlädt, die Amos völlig aus der Bahn wirft.

Feather erkennt, dass Amos eine Schwachstelle besitzt, und glaubt, eine Chance gegen die drei Männer zu haben.

Doch der folgende Abend belehrt sie eines Besseren. Aufreizend gekleidet, wird sie betrunken gemacht und in Dorians angesagtem Club, dem *Holy Hole*, sowie in der Bar eines exklusiven Tennisclubs öffentlich gedemütigt. Fortan ist Feathers Ruf in der höheren Gesellschaft beschmutzt, wovon Richard natürlich erfährt.

Dieser hat nach einer brutalen Attacke auf seinen Familienanwalt einen weiteren Schicksalsschlag zu verarbeiten: Sein Starjournalist wurde das Opfer eines grausamen Mordes. Er ahnt nicht, dass sein eigener Adoptivsohn beide Taten zu verschulden hat.

Auch Federicas Mutter Layla ist in letzter Zeit auffallend unruhig, und ihre Tochter selbst hat ebenfalls das sichere Gefühl, verfolgt zu werden. Sie vermutet die drei Männer dahinter.

Nachdem sie bei ihrer Arbeit im Fitnessstudio eine verstörende Begegnung mit Lex hat, die sie vollkommen durcheinanderbringt,

erhält sie eine Nachricht von Amos mit dem Inhalt: *Bereit für die nächste Runde?*

Kurz darauf wird sie in der Tiefgarage des Gebäudes von einem Fremden überfallen, der eindeutig die Absicht hat, sie zu entführen.

KAPITEL 1

Federica



Fünf Monate zuvor

» **W**ag es ja nicht, du Miststück. Nicht jetzt, verdammt!« Der angespannte Tonfall in der Stimme meiner Mutter reißt mich aus einem unruhigen Schlaf.

Ich blinzle, öffne dann die Augen ganz. Die Leuchtziffern im Armaturenbrett zeigen 03:32 Uhr. Das Prasseln des Regens auf das Autodach mischt sich mit dem Quietschen des altersschwachen Scheibenwischers und einem seltsamen Knirschen. Im Scheinwerferlicht sieht der Niederschlag aus wie glitzernde Bindfäden, dahinter ist es stockdunkel. Die menschenleere Straße vor uns verliert sich in der Nacht. Es hat den Anschein, als würden wir mitten ins Nichts hineinfahren.

Durch das Auto geht ein Ruck, der Motor gibt ein seltsames Geräusch von sich.

»Fuck!« Meine Mutter schlägt auf das Armaturenbrett. »Komm schon, du Schrottkarre! Nur noch dreißig Kilometer. Das schaffst du!«

»Was ist los?« Ich setze mich auf. »Ist das Benzin alle?«

Laut der Anzeige im Armaturenbrett ist der Tank noch zu einem Fünftel voll. Doch die Motortemperatur befindet sich im roten Bereich. Unter der Motorhaube quillt Rauch hervor und wird von Regen und Wind verweht. Der Wagen wird langsamer und rollt schließlich am Straßenrand aus. Etwas zischt.

»Haben wir ein Problem?« Für die dumme Frage möchte ich mich gleich darauf selbst ohrfeigen. Ein qualmender Motor ist üblicherweise kein gutes Zeichen.

»Der verfluchte Kühler ist kaputt. Das bedeutet es.« Meine Mutter reibt sich mit beiden Händen über ihr Gesicht, dann lässt sie die Stirn auf das Lenkrad sinken. »Wir sitzen fest.«

»Wo sind wir?« Ich schaue mich um und sehe nichts als Schwärze. Keine entfernten Lichter, nicht das kleinste Anzeichen von Zivilisation, nirgendwo. Für einen Augenblick habe ich die irrationale Gewissheit, dass wir uns in der endlosen Dunkelheit meiner Albträume verloren haben und nie wieder den Weg zurück finden werden.

»Auf einer Landstraße irgendwo in der Nähe von Sothom. Die Stadt der tausend Möglichkeiten.« Sie lacht trocken auf, ohne den Kopf zu heben. »Unsere letzte Chance.«

Ich schlucke hart, denn ich ahne, was sie mit dem letzten Satz sagen will. »Du hast mir versprochen, dass du nie wieder ...«

»Ich weiß, was ich versprochen habe!« Sie reißt den Kopf hoch und funkelt mich an. »Glaub mir, Sothom ist der letzte Ort, an dem ich sein möchte. Aber wenn ich nichts unternehme, sind wir am Ende. Es sei denn, du hast zufällig irgendwo eine weitere Schachtel mit einem geheimen Geldschatz versteckt. Jetzt wäre der richtige Moment, um damit herauszurücken.«

»Ich habe dir alles gegeben, was ich hatte«, erwidere ich müde.

Sie hat nie wissen wollen, wie es mir vor unserer Flucht gelungen ist, innerhalb eines Jahres so viel Bargeld zusammenzubekommen. Dass ich es nicht allein mit meinen lächerlichen Aushilfsjobs verdient haben kann, liegt auf der Hand. Vermutlich möchte sie sich nicht die Illusion des braven, unbescholtenen

Mädchens zerstören, die sie sich von mir gemacht hat, und darüber bin ich froh. Ich möchte wirklich gern ein guter Mensch sein. Leider ist es mir nicht gelungen, obwohl meine Mutter ihr Bestes gegeben hat, um mich aus ihren Machenschaften rauszuhalten. Meine Existenz diente ihr lediglich als glaubhafter Hintergrund für ihre zahlreichen Lügengeschichten, die sie den Opfern auftischte: die trauernde, aber vermögende Witwe mit Kind, die alleinerziehende Erbin eines Weinguts, oder gar die elegante große Schwester, die nach dem Tod der reichen Eltern das Sorgerecht übernommen hat.

Ich bin nicht wie meine Mutter. Das Geld, das ich heimlich verdient habe, sollte uns in harten Zeiten helfen, von denen ich gehnt habe, dass sie eines Tages kommen würden. Wie man sieht, habe ich recht behalten.

Irgendwann in den letzten zwei Jahren habe ich aufgehört zu fragen, vor was oder wem wir überhaupt fliehen oder ob wir irgendwann irgendwo ankommen werden. Nach der langen Zeit auf der Flucht bin ich erschöpft und innerlich leer. Unser altes Zuhause kommt mir inzwischen wie eine Illusion vor, eine Verschnaufpause, bevor wir wieder in das Nomadenleben zurückgekehrt sind, das ich von klein auf kenne. Wir *wohnen* in diesem altersschwachen Auto. Unsere Habseligkeiten stapeln sich auf der Rückbank und die Isomatten und Schlafsäcke auf der Ladefläche sind unser Schlafzimmer. Nur selten haben wir uns ein billiges Motelzimmer geleistet, wenn es draußen zu kalt oder zu gefährlich war. Wir duschen an Rastplätzen oder in öffentlichen Schwimmbädern, leben von Toastbrot und kalten Ravioli und bleiben nirgendwo länger als ein paar Tage.

Meine Mutter betätigt den Hebel für die Motorhaube, dann steigt sie aus. Kalter Wind zerrt an ihrem dunkelbraun gefärbten Haar und wirbelt Tropfen ins Wageninnere. Sofort fröstle ich trotz meines übergroßen Pullovers. Dennoch verlasse ich ebenfalls den Wagen und geselle mich zu ihr. Der Regen durchdringt den Kleidungsstoff, mit hochgezogenen Schultern stehen wir vor der geöff-

neten Motorhaube und wedeln den heißen Dampf fort. Ich verstehe rein gar nichts von Autos, außer dass man regelmäßig Benzin nachfüllen muss. Meine Mutter hat mir das Fahren beigebracht, damit ich sie auf langen Strecken ablösen kann. Ich achte peinlich darauf, nie zu schnell zu fahren, und halte sogar auf menschenleeren Landstraßen vor Stoppschildern. Sollte mich je die Polizei anhalten und nach meinen Papieren fragen, stecke ich in der Klemme.

»Kann man es flicken?«, frage ich bang. »Vielleicht ist es nur ein Riss, der sich mit einem Kaugummi stopfen lässt.«

»Schön wär's.« Sie mustert die Innereien unseres alten Kombis eindringlich, die sich unter leisem Ticken abkühlen. »Der Motor ist überhitzt und ... hat sich festgefressen oder was auch immer. Ich bin keine verfluchte Expertin, aber mit dieser Dreckskarre kommen wir keinen Meter mehr weiter.«

»Also brauchen wir einen Abschleppdienst? Dafür haben wir kein Geld.«

»Das weiß ich auch!«, fährt sie mich an, wirbelt herum und geht von mir fort, die Fäuste geballt und den Kopf gesenkt. Im Scheinwerferlicht sieht sie plötzlich sehr zerbrechlich aus. Sie war schon immer schlank, doch auf unserer Flucht hat sie viel Gewicht verloren. Man sollte meinen, dass sie nach den Monaten unseres ziellosen Umherstreifens langsam ruhiger geworden wäre, doch sie wirkt immer noch wie ein gehetztes Kaninchen. Der Mann, vor dem wir fliehen, muss ein wirklich furchteinflößender Bastard sein, wenn er sogar eine starke Person wie meine Mutter so nachhaltig einschüchtert. Ich erkenne sie kaum wieder. Ihr Tatendrang hat sich zusammen mit ihrem Selbstbewusstsein und ihrem kämpferischen Wesen einfach ... in Luft aufgelöst.

Der Zeitpunkt, an dem wir uns irgendwo eine feste Bleibe suchen und unser Leben neu sortieren hätten können, ist längst verstrichen. Wir beide wissen, dass uns jetzt nur noch eine Möglichkeit bleibt, um wieder auf die Füße zu kommen: Meine Mutter wird tun müssen, was sie nie wieder tun wollte. Doch nun kommt sie nicht mehr ohne Weiteres an die reichen Männer der

High Society heran. Sie könnte sich nicht mal eine Opernkarte leisten, geschweige denn das passende Kleid. Wir haben keinen Laptop mehr, mit dem sie vorab recherchieren könnte, außerdem ist das Risiko jetzt ungleich höher. Wer auch immer ihr im Nacken sitzt, scheint jemand zu sein, der nicht so leicht aufgibt.

Früher haben wir uns, sobald sie einen ihrer Jobs erfolgreich abgeschlossen hatte, verkrümelt und für zwei, drei Wochen in einem gemütlichen Hotel ein ruhiges Leben genossen, manchmal auch für zwei oder drei Monate, in denen sie das ergaunerte Geld mit vollen Händen für Shopping, Massagen und Beautybehandlungen ausgab. Als wir sesshaft wurden, sah es anfangs so aus, als würde sie endlich ein bisschen sparsamer leben. Aber das stellte sich bald schon als Trugschluss heraus. Weil ich hatte fürchten müssen, dass sie bald wieder gezwungen sein würde, ihre alte Tätigkeit aufzunehmen, habe ich mir einen Aushilfsjob gesucht, bei dem niemand nach Papieren fragt und der jämmerliche Lohn bar auf die Hand gezahlt wird. Mein erster Job war die Abendschicht auf einer Bowlingbahn, wo ich die Leihschuhe an die Gäste herausgab und sie nach Rückgabe mit Spray desinfizierte. Die Arbeit hat nicht immer Spaß gemacht, aber sie vermittelte mir den Anschein eines normalen Lebens und erlaubte mir etwas Unabhängigkeit.

Natürlich reichte mein Verdienst nicht ansatzweise für ein finanzielles Sicherheitspolster aus, obwohl ich sparte, so gut ich konnte. Meine Sorge, dass unser ruhiges Leben nicht von Dauer sein würde, wuchs mit jeder verstreichenden Woche. Ich nahm jeden Job an, den ich kriegen konnte: Supermarktregale einräumen. Hundesitting. Thekenhilfe. Flyer verteilen oder Putzen in einem Tattoostudio.

Nur durch Zufall eröffnete sich mir eine weitere Möglichkeit zum Geldverdienen. Ich bin nicht stolz darauf und darum fast schon froh, dass mein Ersparnis mittlerweile bis auf den letzten Cent aufgebraucht ist. Auch von dem Erlös aus dem Verkauf des sportlichen Zweisitzers, mit dem wir vor anderthalb Jahren bei Nacht und Nebel aus der Stadt geflüchtet sind, ist nichts mehr

übrig. Wir haben das schnittige Auto bei einem windigen Händler gegen den Kombi eingetauscht und die Differenz ausbezahlt bekommen – wobei wir natürlich kräftig übers Ohr gehauen worden sind. Aber erstens hatten wir keine große Wahl, und zweitens hat der Mann uns versichert, dass das Auto zwar alt sei, aber mindestens noch eine halbe Million Kilometer schaffen würde.

Spoiler: Er hat uns angelogen.

Ich reibe mir über die Arme, während der Regen auf mich niederprasselt, und schaue hilflos auf den Rücken meiner Mutter, die in einiger Entfernung mitten auf der Straße stehen geblieben ist. Eine Hälfte ihrer Gestalt wird von den Scheinwerfern angestrahlt, die andere Hälfte verschmilzt mit der Dunkelheit. Ihre Schultern beben.

Wann habe ich sie das letzte Mal weinen sehen? Ich kann mich nicht erinnern. Bestürzt laufe ich zu ihr und umarme sie von hinten.

»Wir kriegen das hin«, sage ich eindringlich. »Bisher haben wir alle Probleme gemeistert. Uns fällt schon etwas ein.«

Sie wird stocksteif, als hätte ich eine Grenze überschritten, dann löst sie sich von mir und dreht sich zu mir um. Ihr Gesicht ist bleich wie das eines Gespensts, ihre Augen sind gerötet. Doch der Ausdruck darin erschreckt mich zutiefst. Es ist pure Leere. Keine Resignation, keine Verzweiflung, nicht einmal Zorn. Einfach – nichts.

»Wir sind am Ende, Rica.« Ihre Stimme wird vom stärker werdenden Prasseln des Regens übertönt. »Uns ist nichts geblieben und ich weiß einfach nicht mehr weiter. Er hat prophezeit, dass ich ihm niemals entkommen könnte. Er wird uns finden, und dann ist alles vorbei. Nichts und niemand wird es verhindern können. Weil wir allein sind.«

Ich wische mir die Nässe des stetig herabfallenden Regens aus dem Gesicht. Mein Haar hängt schwer herab, mein Pullover ist vollkommen durchweicht und meine Glieder sind taub vor Kälte. »Du willst mir immer noch nicht verraten, von wem die Rede ist?«

»Es hat seine Gründe, warum du es niemals erfahren solltest.

Vertrau mir.« Sie senkt den Blick. »Obwohl ich nicht glaube, dass ich dich noch länger schützen kann. Ich weiß nicht mehr weiter.« Die letzten Worte sagt sie in einem Tonfall, der mich erschauern lässt. Ihr Blick schweift ziellos umher, ihre Züge sind erschlaft. Dann lässt sie sich zu Boden sinken, setzt sich mitten in eine Pfütze und zieht die Knie an, um das Gesicht in den Händen zu vergraben. Als sie mitten auf dieser einsamen, nächtlichen Landstraße zu schluchzen beginnt, krampft sich mein Herz zusammen.

Meine Mutter so besiegt zu sehen, erschüttert mich bis ins Mark. Sie ist der einzige verlässliche Faktor in meinem Leben und ich fühle mich nutzlos wie niemals zuvor. Wir sind pleite, obdachlos und völlig allein. Zwei Frauen, die aus der Gesellschaft herausgefallen sind – falls sie je dort einen Platz hatten. Nicht zum ersten Mal frage ich mich, ob es nicht besser wäre, wenn sie sich der Polizei stellen würde. Vielleicht wäre sie dann sicher vor dem bedrohlichen Schatten, der sie in diese verängstigte Person verwandelt hat. Vielleicht bekäme sie die Chance auf ein normales Leben, und ich damit endlich auch.

Ich trete aus dem Lichtkegel heraus. Nachdem meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, glaube ich, in der Ferne einen hellen Schimmer zu erkennen. Sothom. Man nennt diese Stadt auch das Tor zur Unterwelt, wegen der geheimnisvollen Katakomben, die sich als kilometerlanges Labyrinth unter der Erde erstrecken. Unzählige Legenden und Schauergeschichten ranken sich um die Tunnel, Höhlen und uralten Grabkammern. Angeblich soll es sogar einen unterirdischen Fluss geben, ein exaktes Spiegelbild des oberirdischen Stroms, der sich quer durch die Stadt zieht. Es geht das Gerücht, dass der Name Sothom sich von Sodom und Gomorrha ableitet, vielleicht gilt sie darum als Hauptstadt des Verbrechens. Meine Mutter hat jedenfalls mal gesagt, dass sie niemals auch nur einen Zeh in dieses urbane Haifischbecken tauchen würde, denn die wahre Gefahr seien nicht die Raubtiere, deren Rückenflossen man weithin sehen kann, während sie ihre Runden ziehen, sondern die geduldigen Monster, die tief unter der Oberfläche lauern und von deren Existenz niemand etwas ahnt –

bis sie zuschnappen und einen in die Finsternis hinabziehen. Seitdem träume ich manchmal von einem pechschwarzen unterirdischen Fluss mit einer trügerisch ruhigen Oberfläche, von klaustrophobisch engen Tunneln und von Felsnischen voller Schädel und Knochen.

Plötzlich blendet mich grelles Licht. Ich hebe die Hand, um meine Augen abzuschirmen, und merke zu spät, dass ich auf der Fahrbahnmitte stehe. Wie ein erschrecktes Reh bin ich unfähig, mich zu rühren, als das Scheinwerferpaar schnell näher kommt und mit ihm dumpfes Motorengeräusch. Der Wagen wird abrupt abgebremst, gerät auf der nassen Straße ins Schleudern und hält schließlich mit den Vorderreifen auf dem Seitenstreifen an. Das Heck ragt in die Fahrbahn. Ich erkenne die Umrisse einer altmodischen Limousine mit einer Kühlerfigur.

»Mom!« Endlich löse ich mich aus meiner Starre und laufe zu meiner Mutter, die immer noch auf dem nassen Asphalt sitzt. »Steh auf! Da ist jemand.«

Unbeteiligt schaut sie zu dem fremden Fahrzeug, das mit laufendem Motor dasteht. Die Fahrtür öffnet sich, ein Mann steigt aus. Er trägt einen offenen Mantel, der einem Morgenmantel verdächtig ähnlich sieht, und darunter einen Pyjama. Seine nackten Füße stecken in Filzpantoffeln.

»Ach du Scheiße. Ein Verrückter hat mir gerade noch gefehlt«, murmelt meine Mutter und erhebt sich widerwillig. Sie streicht ihr regennasses Haar aus dem Gesicht und schaut an sich herunter. Ihre durchweichten Klamotten kleben an ihrer Gestalt. Noch nie hat sie so elend ausgesehen, so besiegt. »Überlass mir das Reden. Ich Sorge dafür, dass er wieder abhaut.«

Sie setzt sich in Bewegung und ich folge ihr.

»Hatten Sie einen Unfall?«, ruft der Fremde. Langsam kommt er auf uns zu, ein Smartphone in der Hand haltend. Den prasselnden Regen scheint er überhaupt nicht wahrzunehmen. »Soll ich einen Rettungsdienst rufen oder die Poliz... Oh.« Er erstarrt, sein Adamsapfel hüpf. Mit geweiteten Augen schaut er meine Mutter an. »Oh«, wiederholt er.

Sie wirft mir einen seltsamen Blick zu, halb verwirrt, halb amüsiert, bevor sie den fremden Mann mustert. Er ist mindestens zwanzig Jahre älter als sie, mit wirrem grau meliertem Haar, das dringend geschnitten werden muss, und einem silbrigen Schimmer von Bartstoppeln an seinem Kinn. Irgendwie macht er einen kranken, geschwächten Eindruck. Der Morgenmantel hängt von einer hageren Gestalt herab; der Stoff scheint aus Seide zu sein mit einem samtigen Kragen.

»Wir kommen zurecht, vielen Dank«, sagt meine Mutter kühl. »Steigen Sie wieder ein, bevor der Regen Sie völlig durchnässt und Sie sich den Tod holen.«

»Davor habe nun wirklich keine Angst«, sagt er so leise, dass ich nicht sicher bin, ihn richtig verstanden zu haben. »Aber ... Sind Sie ein Engel?«

Wieder wechseln meine Mutter und ich einen Blick.

»Nein, das bin ich ganz bestimmt nicht«, antwortet sie hörbar amüsiert. »Ich bin lediglich klatschnass und müde und definitiv nicht in Bestform.«

Der Fremde schüttelt den Kopf, als sei er aus einem Traum erwacht. »Entschuldigung, Sie müssen mich für vollkommen verrückt halten. Ich habe nicht damit gerechnet, mitten in der Nacht einer solch ätherischen Gestalt zu begegnen. Sie sind wunderschön.« Der letzte Satz klingt, als wäre er ihm ohne sein Zutun herausgerutscht. Er räuspert sich, dann streckt er die Hand aus, an deren knöcheligem Gelenk eine goldene Uhr glitzert. »Ich bin Richard Tanhauser.«

Die Situation wird noch seltsamer, als meine Mutter seine Hand schüttelt. »Nett, Sie kennenzulernen, Richard. Ich heiße Layla Levin, und das ist meine Tochter Federica.«

»Hi«, sage ich bloß, die Arme um meinen Körper geschlungen. Den Namen Layla hat sie bisher nur ein Mal benutzt, für eine kleinere Gaunerei, an die ich mich nicht mehr erinnere. Ich war damals noch ein Kind, aber ich weiß noch, dass ich ihr gesagt habe, wie sehr mir der Name gefällt. Sein schöner, geheimnisvoller Klang passt perfekt zu meiner Mutter.

Jetzt schiebt sie kokett ihre Hüfte vor und zaubert ein Lächeln auf ihre Lippen, während sie gleichzeitig vor Kälte zu zittern beginnt. Ich kann förmlich sehen, wie sie in eine ihrer Rollen gleitet; ich weiß nur noch nicht, welche es dieses Mal sein wird und welche ich einnehmen soll. Wird sie die verführerische Sirene auf der Suche nach einem Abenteuer sein, die reiche Erbin in Nöten oder die dümmliche, naive Prinzessin als leichte Beute?

»Also, Richard, wieso sind Sie mitten in der Nacht in einem Pyjama unterwegs? Möglicherweise sind Sie ja der Notfall und nicht wir.« Sie entschärft ihre Worte durch den sanften Tonfall ihrer Stimme und macht keine Anstalten, ihm ihre Hand zu entziehen. Unerwartet bricht ihr Lächeln zusammen und sie schaut zu Boden. »Wem mache ich etwas vor? Wir stecken in der Klemme.«

Oh.

Ich bin mir nicht sicher, welche Version meiner Mutter ich jetzt vor mir sehe. Diese neue Rolle kenne ich nicht. Sie besitzt die unheimliche Fähigkeit, innerhalb eines Augenblicks eine völlig neue Frau mit einzigartigen Eigenschaften zu erschaffen und mit Leben zu füllen.

»Vielleicht kann ich helfen ... Layla.« Er spricht den Namen aus wie eine Kostbarkeit. »Verzeihen Sie, aber ich weiß nicht, ob ich träume oder ob Sie real sind. Darf ich fragen, woher Sie kommen?«

»Aus Steenport. Wir sind vor meinem Ex-Mann geflohen«, sagt sie. »Wir konnten nur wenig mitnehmen. Er ist ... Polizist und sehr cholerisch. Ein wirklich gefährlicher Mann. Sie sollten lieber weiterfahren, denn wenn er uns findet ...«

»Oh, ich habe keine Angst. Vor niemandem.« Mit seiner freien Hand tätschelt er die ihre, dann fällt sein Blick auf mich und unwillkürlich ziehe ich den Kopf ein. Ich habe gelernt, dass es nie gut ist, in den Mittelpunkt gerückt zu werden. Die Männer, mit denen meine Mutter bisher zu tun hatte, waren selten an meinem Wohlergehen interessiert, und ich habe tunlichst darauf geachtet, ihnen aus dem Weg zu gehen.

»Eine Schande«, sagt er mit einer Mischung aus Mitleid und Abscheu. »Kein Kind hat es verdient, sich vor seinem Vater zu

fürchten. Er sollte dich beschützen, statt dir und deiner Mutter Angst einzujagen. Das ist nicht richtig.«

Blinzelnd wische ich mir den Regen aus den Augen. Dieser Mann ist ganz schön verschoben, aber er macht einen aufrichtigen Eindruck. »Warum fahren Sie nachts im Schlafanzug durch die Gegend?«, frage ich.

Jetzt schaut er an sich herunter, als hätte er gar nicht bemerkt, dass er einen Pyjama trägt. »Oje, ihr müsst mich für einen entlaufenen Irren halten.« Endlich lässt er die Hand meiner Mutter los und kratzt sich am Kopf. »Oft kann ich nachts nicht schlafen, also steige ich ins Auto und fahre umher. Wenn mein Sohn von dieser Marotte wüsste, würde er einen Anfall bekommen und mich wieder zum Arzt schleppen. Manchmal ist er schlimmer als eine Glucke, ständig in Sorge um mein Wohlergehen.« Er lacht verlegen.

Die Erwähnung eines Sohnes beruhigt mich ein wenig. Richard Tanhauser wirkt zwar verschoben, doch er scheint ein anständiger Mensch zu sein.

»Kommen Sie zufällig aus Sothom?« Auch meine Mutter hat ihre Abwehrhaltung aufgegeben. »Vielleicht könnten Sie uns in die Stadt mitnehmen und an einem Hotel absetzen.«

Sie weiß genau, dass wir uns kein Hotelzimmer leisten können.

»Das wäre nicht klug«, sagt Richard Tanhauser nachdenklich. »Wenn Ihr Ex-Mann bei der Polizei ist, wird er Sie dort im Handumdrehen finden. Hotels müssen ihre Gäste registrieren. Wissen Sie was?« Er schnipst mit den Fingern und wirkt auf einmal wie ein Mann der Tat. »Sie kommen mit zu mir. In meinem Haus gibt es mehrere Gästezimmer. Morgen rufen wir dann einen Abschleppdienst, der sich um Ihr Auto kümmert.«

»Das ist wirklich nett, aber ...«

»Ich bestehe darauf!«, unterbricht er sie. »Als Vater missfällt mir die Vorstellung, dass Sie und Ihre Tochter in Gefahr sein könnten. Lassen Sie mich bitte helfen.«

»Wir möchten wirklich keine Umstände machen. Ihre Frau wäre auch sicher nicht damit einverstanden.«

»Ich bin Witwer«, sagt er so traurig, dass ich eine Gänsehaut bekomme. In diesen drei Wörtern schwingt eine unausgesprochene Tragödie mit, die eine Welle des Mitgefühls in mir auslöst.

»Das tut mir sehr leid«, sagt meine Mutter. Sie legt ihre Hand an seinen Arm, und anhand dieser Geste erkenne ich, dass sie soeben einen Plan gefasst hat.



KAPITEL 2

Federica

Heute

Der fremde Mann mit dem dünnen Schnäuzer wirft mich gegen das geöffnete Heck des Wagens und hebt mich hoch, um mich in den Kofferraum zu befördern. Mit aller mir verbliebenen Kraft versuche ich, mich zu befreien, doch seine brutalen Schläge in den Magen haben mich außer Gefecht gesetzt. Vor Schmerzen kann ich kaum atmen, geschweige denn mich zur Wehr setzen. Ich trete nach ihm und erwische ihn irgendwo am Bein. Panik schrillt durch meinen Verstand, durchsetzt mit hilflosem Zorn, weil ich so verdammt schwach bin.

»Drecksschlampe«, zischt Schnäuzer – dann ist er weg.

Ich hänge halb im Kofferraum, die Kante drückt gegen meine malträtierten Eingeweide. Es dauert ewig lange Sekunden, bis ich mich trotz des unbeschreiblichen Schmerzes hochstemmen kann und begreife, dass er von mir fortgerissen wurde. Ein anderer Mann tritt meinem Angreifer die Beine unter dem Körper weg und wirft ihn zu Boden, presst ihm das Knie in die Brust und verpasst ihm wuchtige, präzise Faustschläge ins Gesicht. Er lässt Schnäuzer keine Chance zur Gegenwehr.

Dieser andere Mann ist Lex.

Nach Luft ringend und Galle spuckend klammere ich mich an der Kofferraumkante fest, während ich zu begreifen versuche, was ich sehe.

Faust trifft auf Fleisch, etwas knirscht, etwas knackt, ein gurgelnder, röchelnder Laut ist zu hören. Ich will meinen Blick abwenden und kann es doch nicht. Schnäuzer wehrt sich nur schwach, sein Gesicht ist kaum noch erkennbar. Blut rinnt aus seinem Mund. Lex verschränkt beide Hände zu einem Hammer und hebt sie über den Kopf, um dem Kerl das Gesicht mit einem Schlag zu zertrümmern und ihm dabei vermutlich Knochensplitter ins Gehirn zu treiben.

Taumelnd stoße ich mich vom Wagen ab und stürze auf ihn zu, reiße ihn von dem reglosen Mann fort, bevor er seinen letzten tödlichen Treffer landen kann.

»Genug! Er hat genug!«, presse ich atemlos hervor.

Lex stößt mich von sich. »Ich bestimme, wann er genug hat.« In seinen ozeanblauen Augen flackert etwas sehr Finsteres, das ihn in einen anderen Menschen verwandelt. Einen, der mir Angst einflößt.

»Aber er bewegt sich doch gar nicht mehr!« Ich zerre am Ärmel seines teuren Jacketts. Die Schulternaht reißt.

Mit einem Seufzer springt Lex auf die Füße und mustert seine manikürten Hände mit den aufgeplatzten Knöcheln. »Na toll, ich sehe aus wie ein Schläger aus der Gosse«, brummt er, einen Faden aus der aufgeplatzten Naht ziehend. »Meinen Geschäftstermin muss ich wohl absagen.« Unmutig zupft er seine Manschetten zurecht und stößt sein regloses Opfer mit der Schuhspitze an. In seiner Mimik sehe ich kein schlechtes Gewissen, nicht den kleinsten Funken von Unbehagen, keinen Zorn. Jetzt wirkt er wieder wie der sorglose, gelangweilte Playboy, für den die ganze Welt nur eine Bühne ist, extra errichtet für seine persönliche Glanzrolle. »Wer ist dieser Idiot?«, fragt er in beiläufigem Tonfall, als erkundige er sich nach der Wettervorhersage für morgen.

Ich schüttle hilflos den Kopf. Dann fällt mir wieder die Nachricht ein und ich fummle das goldfarbene Handy aus der Jackenta-

sche. »Amos«, krächze ich und zeige ihm die Nachricht. »Nächste Runde.«

Lex betrachtet erst mich, dann den bewusstlosen Mann – zumindest hoffe ich, dass er nur bewusstlos ist. »Was genau hat der Kerl zu dir gesagt?«

»Nicht ... nicht viel.« Mein Körper krümmt sich immer noch um den heißen Schmerz in meinem Magen. Mir ist schwindelig und mein Sichtfeld unscharf. »Er wollte mich in den Kofferraum werfen.«

»Du kennst ihn also nicht?«

»Nein.« Blinzelnd betrachte ich den viertürigen Wagen. In einer Ecke der Frontscheibe klebt der unauffällige Sticker einer Leihwagenfirma. »Aber ich glaube, ich habe das Auto auf der Straße vor Richards Villa stehen sehen.«

Lex zieht die Brauen zusammen, doch statt darauf einzugehen, mustert er mich. »Der Kerl hat dir ins Gesicht geschlagen. Das wird Amos gar nicht gefallen.«

»Frag mich mal«, bringe ich hervor. Schweiß rinnt über meine Schläfen und mein Herz rast. Meine Beine drohen nachzugeben. In Filmen sind die Helden nach einem harten Treffer sofort wieder topfit. Irgendwas mache ich falsch.

»Hey, kipp mir jetzt nicht um!« Er schlingt einen Arm um meine Schultern und führt mich fort vom Ort des Geschehens, hinüber zu seinem Audi. Mit einem Knopfdruck entriegelt er die Türen und bugsiert mich auf den Beifahrersitz. »Wo hat er dich getroffen? In den Magen? Wird der Schmerz stärker?«

Ich horche in mich hinein. »Glaube nicht.«

»Falls ja, könntest du einen Milz- oder Leberberriss haben. Das wäre ... gar nicht gut. Aber ich bezweifle, dass der Typ dich umbringen wollte. Zumindest nicht hier.«

»Soll ich jetzt erleichtert sein?«

Er grinst. »Warte hier. Ich, ähm ... räume kurz den Müll aus dem Weg.«

»Wie wäre es, wenn wir stattdessen die Polizei rufen? So macht man das normalerweise.«

»Der Kerl muss dich härter geschlagen haben, als ich dachte.«
Kopfschüttelnd wendet er sich ab.

Ich beobachte, wie er den reglosen Mann zu dem silbernen Auto schleift und in den Kofferraum wuchtet. Auf dem Betonboden bleibt eine Blutspur zurück. Er zückt sein Handy und führt ein kurzes, leises Gespräch, wobei er mir den Rücken zudreht. Obwohl ich die Ohren spitze, verstehe ich kein Wort. Telefoniert er mit Amos?

Kurz darauf kehrt er mit meiner Tasche zurück, die er mir in den Schoß wirft.

»Ich fahre dich nach Hause. Du musst die Prellung in deinem Gesicht kühlen. Benutze Arnikasalbe, dann schwillt es schneller ab.«

»Du kennst dich gut aus mit solchen Dingen.«

Schulterzuckend startet er den Motor.

»Was ist mit den Überwachungskameras?«, frage ich. »Dem Blut auf dem Boden und dem Auto?«

»Was soll damit sein?«

»Jemand wird die Polizei informieren, und sie werden die Kameraaufnahmen sichten, auf denen du diesen Mann ...«
totschlägst. Ich räuspere mich. »Ich werde aussagen, dass du mich vor dem Überfall gerettet hast ...«

Oh, Mist, jetzt muss ich ihm noch dankbar sein.

»Das ist nicht nötig«, sagt er. »Wir haben alles im Griff. Jemand wird den Wagen abholen.«

»Mit *wir* meinst du ...« Ich breche ab und versuche zu verstehen, was gerade geschehen ist. Hat Amos diesen Angriff inszeniert, damit Lex mich heldenhaft retten kann und ich ihm vertraue? Vielleicht spielen sie *guter Tyrann – böser Tyrann*.

»Amos hat nichts mit dieser Sache zu tun«, sagt er, als hätte ich meine Gedanken laut ausgesprochen. »Du sagtest, dass du den Wagen vor Richards Haus gesehen hast.«

»Mindestens zwei Mal«, bestätige ich. »Es kann sein, dass er mir bis hierher gefolgt ist.«

»Das klingt, als hättest du einen Stalker.« Er knabbert an seiner

Unterlippe, was ihn viel jünger aussehen lässt, als er ist. Eine Haarlocke fällt ihm in die Stirn und weicht sein hartes, aristokratisches Profil ein wenig auf. Er zeigt keine Anzeichen von Unruhe, er atmet nicht einmal schneller. Fast könnte man denken, dass rohe Gewalt einen Teil seines Lebens ausmacht.

»Richard hat gesagt, dass ihr eine Sicherheitsfirma besitzt.« Meine Hände beginnen zu zittern und ich verschränke die Finger.

Er wirft mir einen flüchtigen Blick zu, während er das Fahrzeug hinaus ins Tageslicht lenkt. »Bei deiner Herumschnüffelei in meinem Büro hast du eine Visitenkarte eingesteckt, auf der zufällig der Name unserer Firma steht. Also, ja: Uns gehört *Custos Security*. Und?«

Mein linkes Bein zuckt ohne mein Zutun. »Vermutlich habt *ihr* die Tiefgarage mit den Kameras ausgestattet.«

Ich sehe die Andeutung eines Lächelns. »Es ist durchaus möglich, dass unsere Firma den Auftrag bekommen hat, diesen Gebäudekomplex abzusichern, in dem sich neben meinem Sportstudio zufällig auch der Firmensitz von *Custos Security* befindet.«

Das Zittern in meinen Fingern breitet sich aus. Kältewellen rasen durch meinen Körper, meine Zähne schlagen aufeinander.

Lex tippt auf das Display in der Mitte des Armaturenbretts. Gleich darauf spüre ich die Wärme der Sitzheizung durch meine Kleidung dringen.

Fast könnte man meinen, dass er besorgt ist. Aber ich werde nicht den Fehler machen, ihn für einen anständigen Mann zu halten. Er hat überaus deutlich gemacht, dass er kein Mitleid mit mir hat.

»Du hast einen Schock«, sagt er sachlich.

»D...dabei bin ich d...doch so ein abgebrühtes L...Luder«, presse ich hervor und vergrabe mich im Kunstfellkragen meiner Jacke. Vorsichtig taste ich über mein Gesicht. Die Stelle, wo der Fremde mich getroffen hat, schwillt bereits an.

Ich werde die Bilder nicht los: dieser brutale Mann mit den kalten Augen, der mich gegen das Auto wirft, seine geballte Faust. Lex, wie er auf ihn einprügelt, mit einer kalten, konzentrierten

Miene, als würde er eine Aufgabe erledigen. »D...du hast nicht zum ersten M...Mal jemanden zusammengeschlagen.«

»Ich bin nicht Batman, falls du das meinst«, erwidert er. »Ich habe dir nur deshalb geholfen, weil Amos sonst stinksauer wäre, wenn er um sein Vergnügen gebracht würde. Und wir alle wollen ihn doch glücklich sehen.«

»Auf meine K...Kosten.«

»Sein Glück hängt von Richards Glück ab und ... von einigen anderen Faktoren. Für dich ist darin keinen Platz. Sorry, aber wir können keine Rücksicht auf dein Wohlergehen nehmen.«

»W...was für Faktoren meinst d...du?«

»Das willst du nicht wissen, Feather. Du glaubst, dass wir nur gelangweilte, verwöhnte Arschlöcher sind, die aus sadistischem Spaß ein Mädchen zugrunde richten? Du weißt nicht das Geringste über uns.«

Er fädelt sich in den Verkehr der vierspurigen Stadtautobahn ein und gibt Gas. Lex ist ein überaus geschickter Fahrer, der jede noch so kleine Lücke nutzt und sich elegant wie ein Fisch an langsameren Fahrzeugen vorbeischlängelt.

Allmählich lässt das Zittern nach, mein Herzschlag verlangsamt sich. Ich habe tausend Fragen, gleichzeitig will ich die Antworten nicht wissen.

Zwanzig Minuten später biegt er in die Auffahrt zu Richards Anwesen ein und bringt den Wagen zum Stehen. »Gib mir dein Handy.«

Gehorsam ziehe ich das Smartphone aus der Tasche.

»Ein goldenes Telefon, war ja klar«, brummt er.

»Amos hat die Farbe ausgesucht. Ich kann Gold nicht ausstehen.«

»Du bist ein Platin-und-Diamanten-Mädchen, hm?« Lex navigiert zu den Kontakten und tippt eine Nummer ein, die er unter seinem Namen speichert. »Ruf mich an, wenn noch einmal irgendein Vollidiot versuchen sollte, dich in einen Kofferraum zu stopfen«, sagt er.

Wortlos nehme ich das Smartphone an mich, greife nach der

Tasche und stoße die Tür auf. Bevor ich aussteigen kann, hält Lex mich zurück.

»Kommst du klar?«, fragt er ernst.

»Als ob dich das interessieren würde.«

»Das tut es tatsächlich.« Er neigt sich mir entgegen und streicht vorsichtig über die Prellung an meinem Kiefer. »Du musst das unbedingt kühlen.« Seine Stimme ist leise, sein Gesichtsausdruck unergründlich. Mit den Fingerspitzen fährt er die Konturen meiner Lippen nach.

Statt ihn von mir zu stoßen, schließe ich die Augen. Nur um zu glauben, dass er kein böser Mensch ist, rede ich mir ein. Dass dieser Kuss im *Holy Hole* nicht bedeutungslos war. Dass es ihn nicht wirklich erregt hat, als ich in seinem Büro von Amos und Dorian erniedrigt wurde.

Als ich seine Lippen auf meinen spüre, bin ich nicht überrascht. Es fühlt sich richtig an. Ganz zart und weich, fast schon vorsichtig streichen sie über meinen Mund. Seine Zungenspitze kostet mich, dringt in meinen Mund ein, der sich bereitwillig öffnet. Dieser Kuss ist nicht hitzig, gierig oder gar grob. Er ist vielmehr ein Streicheln, das sich wie Balsam anfühlt. Es verstört mich. Lex, der eben noch enthemmt auf einen Mann eingeschlagen hat, küsst mich nun, als bestünde ich aus hauchdünnem Porzellan. Als wollte er mir zeigen, dass er keine Gefahr für mich darstellt. Seine Finger streicheln meine Wange. Es fühlt sich viel zu gut an, von ihm geküsst zu werden.

Halt suchend lege ich eine Hand auf seine Brust. Sofort zieht er sich zurück und grollt: »Lass das!«

Es ist, als hätte ich einen Stoß bekommen, der mich rückwärts über eine Kante stolpern lässt. Ernüchert öffne ich die Augen. Die Temperatur im Fahrzeug ist jäh gesunken, seine Miene kalt und verschlossen.

Er leckt sich über die Lippen, blinzelt zweimal und murmelt: »Das war ein großer Fehler.«

»Aber ...« Ich breche ab. Er hat nicht mit mir geredet, sondern mit sich selbst.

»Kein Wort wegen des Vorfalls«, sagt er warnend zu mir. »Zu niemandem.«

Verspätet kapiere ich, dass er nicht den Kuss meint, sondern den Angriff auf mich. »Aber ...«

»Nicht zu deiner Mutter, nicht zu Richard. Hast du verstanden?«

Ich berühre die Prellung in meinem Gesicht. Sie schmerzt weniger als seine jähe Zurückweisung. Wie dumm ich doch bin. »Sie werden Fragen stellen.«

»Dann lass dir etwas einfallen. Ein abgebrühtes Luder wie du wird doch bestimmt überzeugend lügen können.« Dieses Mal ist sein Lächeln eindeutig verächtlich. »Aber mir solltest du die Wahrheit sagen, Feather. Wer ist hinter dir her?«

Überrumpelt schüttele ich den Kopf. »Niemand. Ich habe keine Feinde.« *Keine außer euch.*

Er lacht auf; ein harter, böser Laut, der so gar nicht zu ihm passt. »Willst du mir weismachen, dass der Typ dir rein zufällig aufgelauert hat? Für mich sieht das so aus, als hätte noch jemand eine Rechnung mit dir offen. Du kannst dir vorstellen, was Amos davon halten wird.«

»Ich schwöre, ich weiß nicht, wer ...«

»Sag das ihm, nicht mir. Und jetzt steig aus!«, schnauzt er.

Ich stolpere aus seinem Auto und werfe die Tür zu. Sofort rast er davon. Er ist kaum außer Sicht, da kriecht Angst mein Genick hinauf. Jemand beobachtet mich. Hektisch schaue ich mich um, ohne etwas Ungewöhnliches zu bemerken. Doch das beklemmende Gefühl lässt sich nicht abschütteln.

»Wer ist hinter dir her?«

Seine Frage hallt noch lange in mir nach.